

# Mordfabrik im Grünen

Auf Schloss Grafeneck entstand die erste Vernichtungsanlage der Nazis für geistig behinderte und psychisch kranke Menschen



von Ulf Schubert

Auf einmal steht diese Frau im Gasthof Marbach. „Die anderen kommen sofort“, sagt sie leise zur Wirtin. Sie trägt über längen, grauen, Haaren einen gelben Strohhut. In ihrem Mundwinkel qualmt eine Zigarette, eine riesige Sonnenbrille verbirgt die Augen. Nach und nach schürfen ihre Begleiter an der Wirtin vorbei. Sie setzen sich an einen Tisch, rauchen und schweigen.

Vor mehr als sechzig Jahren wären sie hier ihren Mördern begegnet. Damals kehrte häufig Personal der Vernichtungsanlage Grafeneck im Gasthof ein, Männer und Frauen, erschöpft von ihrem tödlichen Tagesgeschäft, die sich betranken und gelegentlich mit ihrer geheimen Mission brüsteten: „Schöner Tod - Euthanasie. Lebensunwert“.

Dass Tausende dort oben auf Schloss Grafeneck, nicht weit vom Dörfchen Gomadingen, im ersten industriell betriebenen Tötungslager auf deutschem Boden starben, blieb lange ein Geheimnis. Viele wollten nicht so recht daran glauben. Und wer davon erzählte, wollte es lieber schnell vergessen.

In der Küche des Gasthofes macht die Wirtin Spätzle. Die Sonne scheint durch das Fenster in den Gastraum auf die karierte Tischdecke und die handgeschnitzte Pflanze auf dem Fensterbrett. Ein Plakat an der Wand wirbt für „Entdeckungsreise durch die Schwäbische Alb“. Die Frau mit dem gelben Strohhut dreht sich langsam um und sagt: „Ich habe von den grauen Bussen gehört. Das hat mir meine Schwester erzählt. Danach hatte ich Angst. Ich hatte Angst vor Bussen. Die Nazis haben die Behinderten umgebracht. Die haben sie vergast und verbrannt. Die Menschen in den Bussen hatten Angst.“

Die grauen Busse holten Bewohner aus Anstalten in Bayern, Baden, Württemberg, Hessen und dem heutigen Nordrhein-Westfalen. Zwischen Montag und Freitag führen sie fast jeden Tag am Gasthof vorbei. Bis zum Schluss keiner mehr da war, den sie holen wollten. Inzwischen spürten sogar die Nazis, dass sie vorsichtig sein mussten. Heinrich Himmler schrieb Ende 1940: „Die Bevölkerung kennt das graue Auto der SS und glaubt zu wissen, was sich in dem dauernd rauchenden Krematorium abspielt. Was dort geschieht, ist ein Geheimnis und ist es doch nicht mehr.“

Fast jeder zweite Anstaltsbewohner in Baden und in Württemberg war in der Grafenecker Gaskammer gestorben. „Davon hat ja keiner etwas gewusst, damals“, beteuert die Wirtin. Löffel klagen auf Kuchenteller. Kaffeetassen klirren auf die Untertassen. Später kommt

die Wirtin noch einmal an den Tisch. Sie streicht sich mit den Händen über die Schürze und sagt: „Ja, die Älteren haben erzählt, von diesem süßlichen Geruch, der sich über die Wiesen legte.“

Die Frau mit dem gelben Strohhut steigt in den Kleinbus vor dem Gasthaus. An der Tür ist eine Delle zu sehen und ein Aufkleber: „Eine Spende der Aktion Sorgenkind.“ Vom Parkplatz bis zum Schloss Grafeneck, dem ehemaligen Jagdschloss und Sommerresidenz der Herzöge von Württemberg, sind es nur wenige Minuten. Durch das offene Fenster strömt der Duft von Wiesen und Bäumen in den Wagen. Auf den Linden der Schlossallee überwitzschern die Vögel die Geschichte. Heute leben die Behinderten in einer Reihe von Holzhäuschen mit blauen Fensterrahmen. Auf dem Teich schwimmen zwei Enten. Und man hat von hier aus einen weiten Blick über das Tal.

Die Gasanlage, das Krematorium und die Untersuchungsbaracke wurden vor vierzig Jahren abgerissen. Heute steht hier eine Gedenktafel und das Verwaltungsgebäude der evangelischen Samariterstiftung Grafeneck. Bevor die Nazis ihre Tötungsfabrik gründeten, lebten hier oben Menschen mit geistigen Behinderungen und psychischen Erkrankungen. Im Oktober 1939 beschlagnahmten die Nazis das Schloss Grafeneck für „Zwecke des Reichs“. Adolf Hitler hatte den Krieg abgewartet, bevor er den „Euthanasie-Befehl“ erließ. In der Situation, in der „alle Welt auf den Gang der Kampfhandlungen schaut“, wollte er das Volk „von der Last der Geisteskranken“ befreien.

In nur wenigen Tagen mussten Bewohner und Personal die Behindertenanstalt Schloss Grafeneck verlassen. Aus der Heilanstalt wurde eine Tötungsanstalt. Kurz darauf, im November, verschickten die Organisatoren Fragebögen an die Anstalten in Südwestdeutschland. Von dreihunderttausend Insassen in Deutschland sollten siebzigttausend getötet werden. Viktor Brack, SS-Oberführer und Hauptorganisator des Mordprogramms erklärte im April 1940: „In den vielen Pflegeanstalten des Reichs sind viele unheilbar Kranke, die der Menschheit überhaupt nichts nützen. Sie nehmen nur anderen, gesunden Menschen die Nahrung weg. Diese Wesen müssen beseitigt werden.“ Die Nazis brauchten nur ein knappes Jahr, um in Grafeneck zehntausendacht-hundertvierundzwanzig Menschen zu töten.

Die ersten Opfer kamen am achtzehnten Januar 1940 aus der bayerischen Klinik Egling-Haar bei München. Ohne Wissen der Angehörigen liefen die Mörder die Bewohner aus den Pflegeheimen. Eine Lügenabteilung hatte die Aufgabe, „Trostbriefe“ mit einer falschen Todesursache an die Angehörigen zu schreiben: „In Zusammenhang mit der Kriegslage wurde auch ihr Sohn Theodor K. in die Anstalt Grafeneck überführt. Dieser ist



Mehr als 10 000 Kranke wurden 1940 im Schloss Grafeneck auf der Schwäbischen Alb durch Kohlenmonoxid vergiftet. Die Aufnahme einer Urne mit Überresten ermordeter Kranker entstand im Jahr 1948. Fotos: selbst bild; Bildarchiv Rodrun

nun zu unserem Bedauern ganz plötzlich an Lungen tuberkulose mit anschließendem Blutsturz verstorben. Der Leichnam ihres Sohnes musste zur Verhütung übertragbarer Krankheiten sofort eingeschärft werden.“ Als Theodor Ks Eltern den Nachlass des Sohnes erhielten, fanden sie unter seinen paar Habeskelisten auch einen Butterkeks, in den Theodor K. kurz vor seiner Ermordung das Wort „Mörder“ eingeritzt hatte.

Grafeneck ist ein Teil der nationalen Geschichte – und ebenso unzähliger Familiengeschichten. Erinnerungen werden oftmals verdrängt und tabuisiert. Thomas Stöckle, Historiker und Leiter der Gedenk- und Dokumentationsstätte Grafeneck, steht neben einem Blumenbeet. Neben vielen Veröffentlichungen schrieb er das spannende und detaillierte Buch „Grafeneck 1940. Die Euthanasieverbrechen in Südwestdeutschland“. Stöckles Arbeit macht das Verborgene sichtbar und gibt den Vergessenen einen Namen. Allerdings ist das eine schwierige Aufgabe: „Die Spuren der Opfer wurden von den Nazis verwischt, ihre Verbrechen vertuscht.“ Immer noch wissen viele Menschen aus der Region nicht, was hier, gerade einmal eine halbe Stunde Autofahrt von Tübingen und Reutlingen entfernt, passierte.

Grafeneck war der Vorläufer für alle weiteren NS-Vernichtungsanstalten; hier sind zum ersten Mal in Deutschland systematisch behinderte und psychisch kranke Menschen vernichtet worden. „Was die nackten Zahlen verschweigen, ist das Leid, das den einzelnen Opfern widerfuhr“, sagt Stöckle und nennt Augenzeugen, die von schmerzlichen Abschiedsbesuchen berichten. Ein Arzt der Klinik in Winnenden berichtete während des Grafeneck-Prozesses: „Als die Kranken die Wahrheit irgendwie erfahren hatten, ha-

ben sie teilweise geschrien und sich gewehrt. Besonders schlimm war es mit den Kranken, die gemäß Paragraph 42b StGB (Unterbringung unzurechnungsfähiger Straftäter in Heilanstalten, Anm. d. Red.) eingewiesen und völlig klar waren. Das Personal weinte, als die Kranken weggamen. Man sah sonst harte Pfleger, die sich eine Träne aus den Augen wischten, oder wegliefen. Die Pflegerinnen konnten sich überhaupt nicht mehr beherrschen.“

Stöckle greift ein Buch aus dem Regal und zeigt auf ein Foto einer jungen Frau, Emma. Sie war Pfarrerswitwe. Nach dem Tod ihres Mannes bekam sie ein uneheliches Kind. Die streng christliche Familie, die das als große Schande empfand, sorgte für Emmas Entmündigung. Ihre drei Kinder wurden ihr genommen; sie selbst kam in die Psychiatrie nach Weinsberg. Im Patientenbuch steht: „Abgang unbekannt, ungeheilt entlassen.“ Auf dem Weg zur Gasanlage musste Emma, wie alle Opfer, an der Baracke mit den drei Schornsteinen vorbei. In einem Brief an die Verwandten steht als Todesursache: „Chronischer Herzklappenfehler mit eintretender Herzmuskelschwäche.“

Der Neubau des Dokumentationszentrums wurde im Oktober 2005 eröffnet; noch riecht er nach frischem Beton. Thomas Stöckle steht auf und öffnet das Fenster; frische Luft strömt herein. Im Ausstellungssaal stehen drei Männer mit ihren Frauen vor einer Erläuterungstafel. Eine von ihnen liest vor: „Leben ist Unwert“. Die Stimme der Frau klingt nahezu tonlos; doch der Hall verstärkt ihr Flüstern. Die Gruppe kommt aus dem Schwarzwald und der Pfalz. „Entschuldigen Sie, wir sind erst vor kurzem durch Zufall im Internet auf Grafeneck gestoßen. Unser Onkel muss hier gestorben sein. Richard Kaiser. Wir wussten gar nicht, wo Grafeneck ist und was hier los war.“

Einer der Männer zeigt Stöckle die offizielle, also gefälschte Sterbeurkunde des Onkels. Es hieß nur, er sei in der Pflegeanstalt Jestetten. Er sei nicht ganz richtig im Kopf. Keiner habe damals je darüber gesprochen. Eine von den Frauen unterbricht: „Doch, die Oma hat später mal gesagt, dass er vergast worden wäre. Aber wir haben das einfach verdrängt. Natürlich, heute verstehst du das nicht mehr.“

Stöckle nimmt die Daten kommentarlos an. Er wird auch diesen Fall recherchieren.

Jede Woche bitten Verwandte oder Bekannte der Opfer um Auskünfte. „In den letzten Jahren“, sagt Stöckle, „ist die Zahl der Anfragen, das Interesse an der Vergangenheit dramatisch gewachsen.“ In der Ausstellung liegt auf einem runden Tisch ein Gästebuch. Vor allem Jungendliche versuchen, oft in krakeliger Schrift, ihre Empfindungen zu beschreiben. „Ich musste weinen, als ich hier rausging“, teilt ein Mädchen mit. Die meisten Besucher aber schreiben nur ihre Namen in das Buch. Dazwischen geben sich immer wieder Verwandte der Ermordeten zu erkennen:

13.8.2006: „Tochter und Sohn waren heute hier.“

5.10.2006: „Ich habe mich sehr gefreut, dass ich nach vielen Jahren erleben durfte, meine Schwester im Buch der Geschichte zu finden.“

5.10.2006: „In Gedanken an meine Mutter, die hier ein schreckliches Ende fand.“

Heute ist Schloss Grafeneck wieder das, was es bereits vor der Mordaktion war. Ein Ort für Behinderte und psychisch Kranke. „Manche Leute finden dies makaber, andere großartig“, sagt Stöckle und schaut auf einen Bewohner. Der steht auf der Straße mit einem Brustbeutel um den Hals. Er gibt unartikulierte Laute von sich und schlägt sich dabei an den Kopf. „Brumm, brumm, Flugzeug brumm.“ Dann streckt er seine Arme aus: die Tragflächen des Flugzeugs. So fliegt er an Helmut Pahr vorbei.

Pahr trägt ein kariertes Hemd mit grünen Hosenträgern überm Bauch. In einem kleinen Hofladen verkauft er Honig, Eier und ein paar Bücher. „Mir geht es gut hier. Im Museum, ja, da war ich. Interessiert mich nicht so. Wo ist denn der Hund? Wo ist denn der Hund? Hallo, hallo, hallo, ja, da ist er ja. Was ist denn mit dir? Hallo, hallo. Hm, nichts los heute, keine Kunden.“ Pahr streichelt den Hund, schließt den Laden und schaut nach neuen zwei Hasen. „Das Weibchen bekommt bald Babies.“

In Grafeneck arbeiteten 1940 hundert Angestellte. Das große Morden endete am 13. Dezember 1940. Die geheime Mission war vollbracht – und kein Opfer mehr übrig. Zum Abschluss feierten sie hier alle gemeinsam ein Weihnachtsfest. Die Ärzte, Polizeibeamte, die Büroangestellten, das Pflege- und Transportpersonal, Wirtschafts- und Hauspersonal sowie die Wachmannschaften und Leichenbrenner.

Viele der Mitarbeiter zogen 1941 weiter. Sie bekamen aufgrund ihrer Erfahrung zum Teil leitende Positionen: in Auschwitz, Treblinka, Belzec, Sobibor und anderen Mordfabriken.